

# Eine Zeit der Unterschiede

Welcher Weg führt aus dem strengen Corona-Regime zurück zur tätigen Gesellschaft? Darüber muss durchaus schon jetzt diskutiert werden – und soziale Differenzierung ist eine Antwort.

Von **Hinnerk Wißmann**

Überall auf der Welt wirft sich die Menschheit dem Corona-Virus entgegen. Wir führen medizinisch und administrativ ins Feld, was wir können, und es zeigen sich die Reflexe, die dem Menschen eigen sind. Wenn es ernst wird, stehen Solidarität, Vernunft und Disziplin hoch im Kurs. In der noch andauernden ersten Phase der Pandemiebekämpfung kann und muss auf dieser Grundlage agiert werden. Für Deutschland gibt es für dafür eine Art nationales Konsensdatum. Der 20. April 2020, das Ende der Osterferien in vielen großen Bundesländern, ist zu einer Wegmarke geworden, die den Kampf gegen die Pandemie in ein „Davor“ und ein „Danach“ einteilt. Welche Maßnahmen auch immer im Anschluss (weiter-)gelten, sie werden als zweite Phase unter neuen Begründungslasten stehen.

Zum Teil wird die gebräuchliche Formel „Keine Lockerung vor dem 20. April“ nun mit dem Hinweis verstärkt, vor diesem Zeitpunkt sei auch jede Debatte über das „Danach“ verfrüht. Das legt nahe, dass derjenige, der öffentlich über Strategien für den Ausstieg spricht, die unbedingte Folgebereitschaft für die Maßnahmen schwäche: Die Bürger bräuchten keinen Zweifel, sondern klare Entscheidungen. Im besten Fall, nach einer deutlichen Abflachung der Infektionszunahme, wären das eine Reihe von signifikanten Erleichterungen, etwa zur gestaffelten und geregelten Wiedereröffnung von öffentlichen Einrichtungen und von Dienstleistungsbetrieben. Zugleich werden viele Einschränkungen bis zur endgültigen Bewältigung der Krise weitergelten: Abstandsregeln, vielleicht der Verzicht auf Veranstaltungen des Typus „groß und eng“, möglicherweise auch neue Überwachungsreglements.

Zuvor aber auf den Ausfall der Debatte zu setzen ist in einer freiheitlichen Ordnung zum Glück nicht nur unrealistisch. Eine solche Vorstellung würde auch den Weg zu besseren Lösungen verstellen, die wir im Diskurs erarbeiten. Vor allem aber ermöglicht nur eine differenzierte Debatte den gemeinsamen Einstieg in die zweite Phase der Pandemiebekämpfung. Diese benötigt etwa eine Unterscheidung, die seit einigen Tagen völlig in den Hintergrund gedrängt wurde, obwohl sie Teil der virologischen Grundinformation ist: Die Bevölkerung muss einerseits verstehen, dass straffe Maßnahmen notwendig sind, um Leben zu retten – aber sie muss gleichzeitig auch verstehen, dass die weit überwiegende Zahl von Betroffenen nicht ernsthaft erkrankt.

## Ein jeder das Seine

Wer den Bürgern die entsprechende Unterscheidungskraft nicht zutraut und ganz auf Angst setzt, verfestigt eine gefährliche gesellschaftliche Lernkurve, die sich dann auch nicht ohne weiteres begründen lässt. Denn wenn die Maßnahmen maßgeblich mit dem Argument der individuellen Gesundheitsgefährdung begründet werden („auch junge Menschen sterben“) – wie kommt man auf die Idee, dass im weiteren Verlauf die große Masse der Bevölkerung bereit ist, sich einem solchen Risiko zu stellen? Und wie will man dann umgehen mit den Kohorten von Lehrern, Schülern, Verwaltungsbeamten, Arbeitnehmern aller Art, die aus Sorge vor Infektion nicht zum Dienst erscheinen? Hier droht eine argumentative Falle, in die die Regierung eines freiheitlichen Landes nicht laufen darf.

Es gibt also keine Alternative zum Wagnis der Differenzierung, zur Anstrengung, den einen großen Weltsachverhalt Corona immer wieder neu in seine Einzelteile zu zerlegen. Diese Differenzierung hat ja auch in Deutschland gleich in den ersten Tagen der Krise eingesetzt. So wurden öffentliche und private Einrichtungen sogleich geschlossen, sobald (oder bevor) ein Verdachtsfall bei Beschäftigten, Kunden, Betroffenen aufgetreten war. Aber zugleich müssen andere Bereiche völlig unabhängig von der Frage weiterlaufen, ob in ihrem Bereich Infektionsfälle auftreten – denn auch dann sind Lebensmittelversorger, Gesundheitseinrichtungen und Sicherheitsbehörden unentbehrlich. Das Ziel der Risikominimierung bricht sich hier notwendig an der Einsicht, dass bei einem kollabierenden Grundsystem auch keine Intensivmedizin möglich ist.

Die praktische Differenzierung, die sich als neuer Bürgersinn in den Debatten der nächsten Wochen herausbilden muss, lässt sich vielleicht so fassen: „Jeder das Seine“. Was für die einen Arbeit bedeutet, auch wenn damit ein gewisses Risiko verbunden ist, kann für andere Verzicht bedeuten. Wir sollten die Einsicht verteidigen, dass wir verschieden sind und dass deswegen auch unser Beitrag verschieden sein kann, ja sein muss, wenn für alle möglichst viel Gutes gelingen soll. Die Haltung, dass wir lieber in uniformer Gleichheit einem gesellschaftlichen Total Schaden entgegenstreben, als uns auf Zeit Unterschiede zuzumuten, scheint demgegenüber befremdlich. Deswegen ist die Kraft der Unterscheidung auch für den inzwischen weitverbreiteten Gedanken notwendig, dass bestimmte Risikogruppen länger und weitgehender Beschränkungen unterworfen werden könnten.

## Ein neuer Generationenvertrag

Die sehr starke Abwehrreaktion auf diese Vorschläge beruht darauf, dass die betroffenen Grundrechte der persönlichen Freiheit und der Freizügigkeit tatsächlich eine der großen Grundverabredungen moderner Staaten bilden. Ähnlich wie das gleiche Wahlrecht überdecken sie all die Unterschiede, die unser Leben ansonsten prägen. In Bildung, Gesundheit, Vermögen, Geschmack mögen wir verschieden sein – aber wann und wohin wir gehen, bestimmen wir jeder selbst. Gleichheitseinschränkungen unterliegen daher zu Recht hohen Anforderungen. Sie ließen sich aber jedenfalls besser rechtfertigen, wenn das Ziel solcher Unterscheidungen nicht der Ausschluss einer Gruppe wäre, sondern vor allem die Regelung von Verkehrsströmen: Wäre es nicht naheliegend, dass der öffentliche Raum zeitlich aufgeteilt wird, und einsteilen der Vormittag Rentner-Zeit ist? Eine unterscheidungsaffine Herangehensweise, die nicht die materielle Ungleichbehandlung in den Mittelpunkt stellt, sondern Entflechtungen begründet, könnte dann jedenfalls eher als neuer Generationenvertrag auf Gegenseitigkeit verstanden werden, den man in einer bedrohlichen Krise abschließen muss. Und wie auch sonst möge gelten, dass diejenigen, die es nicht verstehen, es durch das Ordnungsrecht lernen, etwa mit Bußgeldern in beide Richtungen.

Mit differenzierendem Vorgehen ist sicher keine Königsformel gefunden. Schon in dem hier genannten Beispiel wären die praktischen Probleme groß genug, etwa in der Versorgung von Pflegepatienten, ebenso die bitteren Verluste, zum Beispiel in der Begegnung der Generationen. Und eine nationale Strategie, wie man feingesteuert zum öffentlichen Leben und zur tätigen Gesellschaft zurückgelangt, ergibt ohnehin nur Sinn, wenn sie europäisch und international abgestimmt ist. Man mag von daher auch Kennziffern wie den 20. April für zu eng halten. Doch dürfte insoweit gelten: Die Vorstellung, Deutschland könnte auf lange Zeit einen maximalmedizinischen Sonderweg fahren, mit Stolz auf Rücklagen, durch die man länger durchhält als andere, ist auch global fahrlässig und gefährlich. Denn auch dazu wird es Lernkurven geben. Deutschland kann ein Vorbild werden, indem wir uns kluge Differenzierung zutrauen und zumuten. Sie ist nicht die kleine Schwester der Triage, sondern deren Gegenspieler.

**Hinnerk Wißmann** lehrt Öffentliches Recht an der Universität Münster.



Geometrie aus Basaltbrocken: Robert Smithsons „Spiral Jetty“ am Great Salt Lake in Utah

Foto Agentur Focus/VG Bild-Kunst, Bonn 2020

# Die spiralförmige Sackgasse

Helios und Helix: Das berühmteste Werk der Land Art wird fünfzig Jahre alt

Vor einem halben Jahrhundert, Anfang April 1970, erteilte Robert Smithson einer Baufirma in Utah den Auftrag, eine spiralförmige Mole in den Großen Salzsee zu bauen. Schon in den nächsten Tagen kippten schwere Lastwagen schwarze Basaltbrocken ins Wasser, und trotz einer Änderung der ursprünglichen Planung war die Aufschüttung schnell vollendet. Sie verläuft vom Ufer aus zunächst im rechten Winkel auf einer schnurgeraden Linie in den See und dreht sich dann nach links in einer Spirale nach innen. Diese verengt sich aber nicht wie bei einem Schneckenhaus zur Mitte hin. Die Abstände der Bögen bleiben gleich, und so zeigt die ganze Anlage, dass sie keine Ambitionen hat, sich der Umgebung möglichst organisch anzuschmiegen. Sie will ein Fremdkörper bleiben.

Nach ihrer Fertigstellung verschwand die „Spiral Jetty“ aufgrund des steigenden Wasserspiegels fast dreißig Jahre unter der Oberfläche des Sees. Erst 2002 kamen die Felsbrocken, nunmehr in einer weißen Salzkruste, wieder ans Licht. Vorher war das Werk kaum ausfindig zu machen, und wenn man es fand, gab es nichts zu sehen. Tacita Dean dokumentierte ihre letztlich erfolglose Suche 1997 in einem kleinen Hörspiel. Neuerdings kommen immer mehr Kunsttouristen, aber den meisten, die sich für das Werk interessieren, ist die Anreise zu beschwerlich und zu kostspielig. Für sie gibt es Fotos und vor allem einen halbstündigen, von Smithson selbst gedrehten Film. Damit und mit einem 1972 veröffentlichten Aufsatz hat der Künstler unser Bild der „Spiral Jetty“ bis heute entscheidend geprägt.

Eine besonders prägnante Aufnahme ist auch in der letzten Einstellung des Films zu sehen. Sie ist in mehrfacher Hinsicht irreführend. Im Vergleich mit den Bergen im Hintergrund erscheint die Spirale viel zu groß, die schnurgerade

Verbindung zum Ufer wirkt in der Schrägansicht weniger rigide, und die starren Abstände der Bögen fallen gar nicht weiter auf. Zudem scheint es ganz natürlich, aus der Luft auf das Bauwerk herabzuschauen.

Dies ist an Ort und Stelle nicht möglich. Unter dem eigentümlich zwanglosen Zwang des Ambientes schreitet man dort auf dem Pfad, den Smithson uns vorgegeben hat, zuerst 250 Meter gerade aus, dann weitere zweihundert Meter in einer Drehung gegen den Uhrzeigersinn bis zur Mitte der Spirale. Hier geht es nicht mehr weiter. Man ist in einer Sackgasse. Was nun?

Der Film gibt die Antwort. Nachdem Smithson zwanzigmal wiederholt hat, woraus sein Werk besteht: „Schlamm, Salzkristalle, Felsbrocken, Wasser“, sieht man, wie er sich mit sichtlich Euphorie dem Ende des frisch aufgeschütteten Damms nähert. Als er dort stehen bleibt, trennt sich die Kamera von ihm und erhebt sich in die Luft. Dazu hört man Propellergeräusche eines Helikopters, was 1970 sofort an Vietnam erinnert. Dann sieht man bis zum Schluss des Films nur noch grelles Sonnenlicht, das die Spirale wie die Strahlung einer Atombombe durchdringt. In seinem Aufsatz eröffnet Smithson dazu eine furiose Fülle von Assoziationen. Von den Anfängen des Lebens im salzigen Wasser ist die Rede, von der Welt vor dem Menschen, der Tyrannei der Sonne, kollabierender Materie, kristallisiertem Protoplasma und blutigen Augen, von der Beziehung zwischen Helios und Helix und noch manch anderem.

Wer am Ende der Mole steht, kann sich aber weder in die Luft erheben noch in die irrealen Sphäre gewagter Bedeutungszuweisungen ausweichen. Das Übermaß an theoretischer Aufladung steigert nur die Enttäuschung angesichts der tatsächlichen Situation, wo alles kleiner und belangloser ist. Am Ende

der Mole weiß man nicht einmal mehr, wo man eigentlich ist. Klar ist nur eines: Man muss den Rückzug antreten. Zur selben Zeit konstruierte Bruce Nauman seine Korridore, die ebenfalls zur inneren Umkehr zwingen. Dabei geht es vor allem um die Selbstwahrnehmung der Versuchspersonen. Smithson hatte mit seiner „Spiral Jetty“ jedoch anderes im Sinn. Er interessierte sich für das Schicksal der Natur, nicht das der Menschen. Der Weg auf der Mole führt auch nicht zur Freiheit, denn frei ist man noch nicht einmal im Freien. Tatsächlich wird man in keinem anderen Werk der Land Art so stark eingekerkelt wie hier.

Die Rechtfertigung dafür sah Smithson im zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, wonach jedes System dem Zustand mit den geringsten Energiedifferenzen zustrebt. In einem irreversiblen Prozess wird alle Energie nach und nach zu Wärme, und alles erstarrt in der Entropie. Allein schon der Ort seiner Intervention symbolisiert für Smithson eine solche irreversible Ausweglosigkeit, denn das Wasser, das in den Großen Salzsee fließt, kann nirgendwo wieder heraus. Es muss sich in Luft auflösen. Wenn Smithsons Spirale das Prinzip der Entropie verkörpern soll, verbietet sich naturgemäß jeder Versuch, ihrem eigenen unaufhaltsamen Verfall entgegenzuwirken. Sollen die Besucher doch gerade kleine Steine mitnehmen, Abfall hinterlassen, Felsbrocken verschieben und bemalen. In ihrem Ruin verwirklicht die große spiralförmige Mole nur das Prinzip ihrer Existenz.

Smithson suchte in der Natur keine blaue Blume. Die Natur zu verherrlichen schien ihm naiv. Die Natur ist uns nicht wohlgesinnt. Sie strebt zur Entropie. Deshalb ist nicht das Leben ihr Ziel, sondern der Tod. Heute beweist die große Seuche, dass ein solcher Naturpessimismus gar nicht so falsch ist. **KARLHEINZ LÜDEKING**



## Rathausputz

Von Patrick Bahners

Die Wahlbeteiligung lag bei 0,45 Prozent. 60 272 Bürger von Nordrhein-Westfalen haben sich an der vom Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung veranstalteten Abstimmung über das schönste Rathaus des Landes beteiligt. Zwei Wochen lang waren die digitalen Wahlurnen geöffnet, der Nominierungsprozess mit Aufrufen in den sozialen Medien und die Vorstellung der 74 Kandidaten durch tägliche Ausstrahlung eines neuen einminütigen Videofilms hatten sich über fünf Monate hingezogen. Die Stimmenverteilung wurde nicht bekanntgegeben, aber der Sieger, das Rathaus von Recklinghausen, dürfte in einem Feld von sechs Dutzend Bewerbern nicht sehr viel mehr Stimmen bekommen haben, als das von der Firma Ravensburger als Preis produzierte Puzzle des siegreichen Baus Teile hat, nämlich tausend. Über den staatsbürgerlichen Baukunstgeschmack sagt das Wahlergebnis bestenfalls in der Summe etwas aus. Wann wird ein Rathaus als schön empfunden? Es muss alt sein oder alt aussehen, und auf den Unterschied kommt es nicht an. In den Top Ten finden sich sieben der ältesten Rathäuser des Landes mit Brilon (um 1250) auf dem dritten Rang, aber drei historische Klötze aus dem Kaiserreich, nach dem Sieger (1906) auch Bottrop (1916) und Remscheid (1908), verweisen Renaissance (Münster) und Rokoko (Bonn) auf die Plätze. Im jungen Bottrop steht das jüngste amtlich schöne Rathaus, das noch nicht stand, als auf dem Standesamt die Geburt von Josef Albers eingetragen wurde, aber nichts Quadratisches an sich hat. Alle modern aussehenden Nominierten fielen durch, von Gelsenkirchen über Dortmund und Essen bis Borgholzhausen. Der siebte Platz von Bocholt täuscht: Vorgeschlagen war das Historische Rathaus von 1624, nicht Gottfried Böhms Neues Rathaus von 1974. Wenn die aus Unna (nicht nominiert) gebürtige, in Kamen (nicht nominiert) politisch sozialisierte Ministerin Ina Scharrenbach wirklich ein Bewusstsein dafür schaffen möchte, dass „Rathäuser mit ihren architektonischen Besonderheiten und unterschiedlichen Baustilen Teil des historisch-kulturellen Erbes einer Stadt“ sind, hätte sie also noch einiges an Aufklärungsarbeit zu leisten. Aber das Bekenntnis der ersten Heimatministerin der Landesgeschichte zur Stilvielfalt ist nur der vorgeblendete Werbefassadenschmuck einer auf Standardisierung gerichteten Imagepolitik. Die christdemokratische Ressortchefin lehnte vor einem Jahr die Eintragung des Rathauses von Ahlen in die Denkmalliste ab, eines Gegenstücks zu Böhms Bocholter Vielzweckbau über Flusslandschaft; ostentativ sah sie davon ab, auf die Argumente der Denkmalschützer des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe einzugehen. Ein Bürgerentscheid für den Erhalt des von Brigitte und Christoph Parade entworfenen Rathauses verfehlte am 8. März in Ahlen die Mehrheit. Immerhin taten 7421 von 16 042 Abstimmenden kund, dass für sie die Moderne zu ihrer Heimat gehört.

## „Tyll“ ist mit im Rennen

Daniel Kehlmann als Booker-Preis-Finalist

Daniel Kehlmann ist einer von sechs Autoren, die es in die letzte Runde des Internationalen Booker-Preises geschafft haben. Die jährlich vergebene Auszeichnung würdigt ins Englische übersetzte Bücher aus aller Welt. Autor und Übersetzer des Gewinner-Titels teilen sich das Preisgeld in Höhe von 50 000 Pfund. Kehlmann ist mit seinem Roman „Tyll“ vertreten, der den Narren Till Eulenspiegel in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges versetzt. Das Buch ist eines von drei historischen Romanen auf der Shortlist, die das überzeitliche Potential traumatischer Ereignisse in der Geschichte ihrer Nation ausloten. Die Iranerin Shokoofeh Azar beschreibt in „The Enlightenment of the Green-gate Tree“ die Auswirkungen der Islamischen Revolution von 1979 auf eine Familie, die Argentinierin Gabriela Cabezón Cámara behandelt in „The Adventures of China“ die bedrängte Kultur der Gauchos im späten neunzehnten Jahrhundert. Der Sieger wird am 19. Mai bekanntgegeben. **G.T.**

Ursula Kreckel

## Kurzes Gleiten über den Abhang des Bewusstseins

Ein Canyon des Denkens, der sich auftut nie mehr schließt, Sandstein zerbröckelt verweht Sand zu Sand hügelan Ein Stuntman gerötet, geröstet und war nicht tröstenswert – im Fallen von Fallstricken gehalten gefesselt wie beiläufig liegen gelassen von der Hand eines aufgeplusterten Riesen, Suche nach Richtwert (wie soundsoviel Hertz, Herzweh) oder überbelichtet stumm ausgestreckt unter der Sparlampe gedimmt, die nicht wirklich wärmt